

Report vom verlorenen Glauben

TETTENBORNS „PERSPEKTIVEN“ IN BERLIN URAUFGEFÜHRT

Als im vergangenen Sommer während des Evangelischen Kirchentages in Berlin Joachim Tettenborns Schauspiel „Perspektiven“ in der kleinen „Tribüne“ am Knie von Schauspielern gelesen wurde, geschah etwas Ungewöhnliches: Die ergriffenen Zuhörer konnten sich nicht entschließen, das Theater zu verlassen. Sie kehrten nach dem Ende der Lesung auf ihre Plätze zurück und begannen eine Diskussion, die in keiner Weise vorher geplant war. Oder richtiger: eine Aussprache, die den einhellig tiefen Eindruck, den die Lesung hinterließ, in begeisterte Worte faßte. Man hatte hier ein Abbild der eigenen bedrückenden Umwelt gefunden, eine Antwort auf Probleme, mit denen man selbst zu tun hatte, und verlangte stürmisch eine Aufnahme der „Perspektiven“ in den regulären Spielplan des Theaters.

Die Zuhörerschaft, die sich von Tettenborns Schauspiel so beeindruckt zeigte, war homogener als das Publikum eines gewöhnlichen Theaterabends. Sie bestand fast ausschließlich aus evangelischen Christen, und sie stammte vorwiegend aus der Sowjetzone. Ihre Anerkennung galt der christlichen Erwidern auf den Prozeß der Entseelung im totalen Staat, zugleich aber auch der radikalen Logik, mit der Tettenborn eine perfekte Zukunftsanalyse der östlichen Wirklichkeit gab. Gewiß, das hat vor Tettenborn schon George Orwell für den Roman besorgt. Entscheidend ist, daß hier, über die bloße Analyse hinaus, das Problem des verlorenen Glaubens angeschnitten und daß der unerschrockene, wenn auch nicht ganz zulängliche Versuch gemacht wird, die christliche Lösung dramatisch überzeugend darzustellen.

Daß sich der christliche Glaube, seiner „stillen Gelassenheit und unveränderlichen Sanftmut“ wegen, der dramatischen Darstellung im Grunde entzieht, hat schon Lessing bemerkt. Seine These, der Charakter des wahren Christen sei ganz untheatralisch, haben in den eindreiviertel Jahrhunderten seither die Bühnendichter — trotz Claudel — nicht widerlegen können. Auch Tettenborn setzt dem totalen Anspruch des Staates, der den Menschen zum seelenlosen Zahnrad im allgemeinen Fabrikationsprozeß macht, eher die duldende als die militante Kraft des Glaubens entgegen. Damit aber weicht er der eigentlichen Auseinandersetzung aus, die erst das Drama ausmacht. Als unvermeidliche Folge gewinnen die negativen Kräfte des Stückes — die entseelte Welt der Funktionäre wie die Verzweigung der Beherrschten, die nicht mehr den Trost des Glaubens kennen — ein genaueres und „interessanteres“ Profil als die positiven, die sich im Monologischen erschöpfen.

So ist es verständlich, daß der lebhaft Beifall nach der szenischen Uraufführung auf der gleichen Bühne nicht durchaus einhellig war. Indessen werden sich auch die Reservierteren kaum dem leidenschaftlichen Ernst dieses Versuches haben entziehen können. Hier ist die Logik der Grausamkeit, einmal nicht aus der Lust an der Perfektion des Brutalen geboren, wie so oft heute im intellektuellen Theater, sondern aus der Verantwortung des Helfenwollens. Die echte Botschaft war da vor dem genau geschilderten Detail, und sie rührt an, auch wo sie linkisch vorgetragen wird.

Tettenborn richtet seine „Perspektiven“ auf eine Zukunft, welche uns doch „schon näher ist, als viele glauben wollen“. Er lokalisiert die Begegnung zwischen dem ehemaligen Pfarrer und dem kommunistisch erzogenen Jungarbeiterpaar in einer Zeit, die den Begriff „Gott“ nicht mehr kennt. Die Entwicklung dorthin ist mit der Konsequenz durchgeführt, die nur aus der intimen Kenntnis des Parteistaates herrühren kann. Nichts ist überzeichnet, die Gewissenhaftigkeit ist auch im Negativen gewahrt.

Die Inszenierung hat der Hausherr Frank Lothar mit einer Liebe und Sorgfalt gearbeitet, welche über die handwerklichen Schwächen des Stückes hinwegträgt. Unterstützt von Bühnenbildner H. W. Lenneweit, der den Bühnenrahmen wie ein Gefängnis umgittert und die Szene mit dem asketischen Mobiliar des Einheitsstaates versehen hat. Auf dem Part des ehemaligen Pastors, der die radikalen Säuberungen überlebte und in der Anonymität eines Paketadressenklebers untertaucht, sammelt Friedrich Steig, ergreifend zwischen Zagen und Bekenntnis, vom Darstellerischen her alle Kraft, die der bloßen Aussage fehlt. Dem jungen Paar auf der Suche nach dem Glauben, das zwischen die Mühlräder der Parteimaschine gerät, geben Ilse Elingshausen und Heinz Giese die uniforme Angst einer verlorenen Generation. Leichter hatten es die Darsteller der Parteiinstanzen, die, von einem präzisen Text unterstützt, gute und exakte Figuren zeichneten.

Zwischen die drei Akte hat man jeweils Filmstreifen geschoben, die mit Brecht-Songs, begleitet von einer beklemmend maschinellen Musik, unterlegt waren. In gut gewählten Bildsymbolen wird hier, optisch verkürzt, als Extrakt vorweggenommen, was in direkter Aussage auf der Bühne vor sich geht. So gab es eine interessante Aufführung, eine der raren Uraufführungen für Berlin, und ein weiteres Ruhmesblatt für die wagemutige „Tribüne“.

Sabina Lietzmann